

Frauenstimme

Nr. 4 * 48. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

19. Februar 1931

Das Spiel des Kindes.

Vom Urmenschen zum Kulturmenschen.

Wer einmal Kinder verschiedener Altersstufen beim Spiel beobachtet und sich über den Sinn der Spiele Gedanken gemacht hat, der wird bald erkennen, daß in der fortschreitenden Ablösung der verschiedenen Arten der Spiele mehr liegt als eine einfache Intelligenzentwicklung des Kindes. Das kann man schon daran erkennen, daß alle von Erwachsenen so häufig in unpsychologischer Weise erbachten Spiele, die nur auf die Intelligenzentwicklung des Kindes zugeschnitten sind, von den Kindern meist instinktiv abgelehnt werden.

Die kindliche Selbstbeschäftigung im Spiele stellt sich als eine kurze Wiederholung der kulturellen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft dar.

Wir sehen im Seelenleben des Kindes einen Vorgang wirksam werden, der uns vom organischen Leben her wohl bekannt und durch das sogenannte „biogenetische Grundgesetz“ von Ernst Haeckel erklärt worden ist. Dieses Gesetz besagt, daß die Ontogenese (Entwicklung des einzelnen Individuums im Mutterleib) eine abgekürzte Wiederholung der Phylogenese (Entwicklung der gesamten Art des betreffenden Lebewesens) darstellt. Zu diesem Gesetz kommt noch als Ergänzung der von Karl Schmeining so genannte Vorgang der „biogenetischen Perspektive“, also die Tatsache, daß in der ontogenetischen Wiederholung ein Entwicklungsabschnitt auf eine um so kürzere Zeitdauer zusammengedrängt ist, je weiter er entwicklungsgeschichtlich zurückliegt. Schmeining hatte dabei nicht nur die körperliche Entwicklung des Embryos im Auge, sondern vor allem auch die seelische Entwicklung des Menschen nach der Geburt. Man kann sagen, daß die Wiederholung der Entwicklung der Tierreihe, von der wir Menschen abstammen, ungefähr bis zur Geburt erreicht ist, und daß sich von der Geburt des Menschent Kindes bis zu seiner Reifezeit die Entwicklung vom Urmenschen zum Kulturmenschen vollzieht. Dies gilt freilich nur ungefähr; denn es ist erwiesen, daß die Intelligenz des menschlichen Neugeborenen noch nicht ganz die Intelligenzstufe eines erwachsenen Schimpansen erreicht, diese jedoch schon nach etwa einem Jahre eingeholt und gar überholt hat. Und wie die Kultur der Menschen aus der Natur entstanden ist, so entwickelt sich auch das Seelenleben des Kindes durch die Kraft des Konfliktes, durch immer neue Konflikte mit einer Umgebung, die nicht auf das Kind, sondern auf den Erwachsenen zugeschnitten ist.

Die erste spielerische Betätigung des kleinen Kindes, wenn es sehen und greifen gelernt hat, steht etwa auf der Stufe der Kannibalen. Alles, was in seine Umgebung kommt, wird neugierig betastet und untersucht und womöglich in den Mund gesteckt, um gewissermaßen symbolisch dem eigenen Ich für immer einverleibt zu werden. Das Kind braucht diese Untersuchung seiner Umgebung zur Verfeinerung seiner Wahrnehmungsfähigkeit und Ausbildung der primitivsten Intelligenz. Diese Kindheitsstufe entspricht also ungefähr jenem uralten Zeitalter, in dem der primitive Mensch mit Hilfe seiner erwachenden Intelligenz die Welt zu entdecken begann und sich mit der ersten technischen Selbsthilfe die Natur dienstbar zu machen versuchte. Diese mehr und mehr bewußt werdende Freude des kleinen Kindes an eigener Betätigung und Erfindung ist von Maria Montessori in den Mittelpunkt ihrer Kindergärtentätigkeit gestellt worden. Man soll dem Kinde die

selbständige Entwicklung seiner technischen und intellektuellen Fähigkeiten durch eine geeignete Anpassung seiner Umgebung an die kindlichen Größen- und Kräfteverhältnisse möglichst erleichtern.

Etwa zwischen dem 5. und 8. Lebensjahre beginnt sich neben der Intelligenz auch das Gemüt des Kindes zu entwickeln. Das Kind läßt sich Märchen erzählen, spielt mit Puppen oder Tieren und beginnt, ein gefühlvolles Verständnis für die lebendige Natur zu gewinnen. Dieses Märchenalter entspricht wahrscheinlich wahrscheinlich jener Epoche, in der sich aus einer intensiveren Naturbeobachtung und unter dem Einfluß gewisser sozialer Bedürfnisse beim primitiven Menschen die animistische (Seelenkultische) und totemistische (götterkultische) Religion herausbildete. Dieses Alter wird von einer Entwicklungsstufe abgelöst, die man als

Helden- oder Abenteueralter

bezeichnen kann. Die Kinder dieses Alters (8 bis 10 Jahre) bevorzugen die wilden Bewegungsspiele in der freien Natur und zeigen einen deutlichen Hang zur Romantik. Ritter und Räuber, Indianer und Trapper, Robinson und ähnliche Heldenfiguren stehen im Mittelpunkt ihrer Spiele, die mehr und mehr einen ausgeprägten Sinn für Solidarität und Ritterlichkeit aufzuweisen beginnen. Das entwicklungsgeschichtliche Spiegelbild dieser Altersstufe müssen wir etwa zu Beginn der Kultur der sogenannten höheren Primitiven suchen, zu einer Zeit also, als die Sippenordnungen entstanden, die einzelnen Völkerstämme regelrechten Krieg miteinander führten und die Technik bereits einen gewissen Grad von Kunstfertigkeit erreicht hatte.

Allmählich kommen die Kinder dann in die Zeit der Vorpubertät (etwa 11 bis 13 Jahre), während deren die Spiele mehr und mehr praktischen Charakter annehmen. Es ist die Zeit, in der der Junge bastelt, z. B. Faltboote und Radioapparate baut, und in der das Mädchen sich aus eigenem Antrieb in Küche und Garten zu betätigen beginnt. Hier liegt der

Übergang vom Spiel zur Wirklichkeit,

und auch der Veseftoff dieser Altersklasse bevorzugt die zwar noch abenteuerlich-spannenden, jedoch schon wirklichkeitsnahen Geschichten (Detektivverählungen, Entdecker- und Forscherberichte und dergleichen).

Tritt der Jugendliche dann, je nach seiner körperlichen Konstitution früher oder später, in die Zeit der Reife (Pubertätszeit) ein, so kann man seine Beschäftigung eigentlich nicht mehr als Spiel bezeichnen. Sofern man von dem leider allzu häufigen sozialen Druck absieht, der zu verfrühter Erwerbsarbeit nötigt, kann man doch nicht verkennen, daß die sportliche und geistige Betätigung der Jugend in der Reifezeit noch nicht den Charakter der reifen, unmittelbar in den Dienst der Gesellschaft gestellten Erwachsenenarbeit trägt. Die Tätigkeit der Jugendlichen stellt vielmehr eine zielbewußte Vorbereitung zu dieser späteren Erwachsenenarbeit dar, zu der der Körper trainiert und der Geist ausgebildet werden soll. Hoffen wir, daß eine künftige günstigere Entwicklung unserer Gesellschaft auch der proletarischen Jugend die Möglichkeit einer ruhigen Entwicklung geben wird!

Ewald Bohm.

Die weiblichen Stadtverordneten.

Die Aufspaltung der bürgerlichen Parteien in Interessentengruppen und die radikale Ablehnung des passiven Frauenwahlrechts in der Nationalsozialistischen Partei, die unter den trostlosen gegenwärtigen Wirtschaftsverhältnissen ihre Hochkonjunktur erlebt, sind der Mitarbeit der Frau in Reichs-, Länder- und Gemeindeparlamenten nicht günstig gewesen — soweit die bürgerliche Frauenwelt in Frage kommt. Fort und Rückhalt des aktiven und passiven Frauenwahlrechts in Verteidigung und praktischer Anwendung sind allein die Linksparteien. Die bedrohliche Lage des bürgerlichen Frauenmandats war mit der Anlaß zu einer sehr instruktiven Untersuchung über „Erfahrungen und Wünsche der (weiblichen) Stadtverordneten“ von Dr. Elise Weg in der Zeitschrift „Die Frau“.

Das wichtigste äußere Kriterium für Macht und Einfluß der Frauen in den Stadtparlamenten ist ihre Zahl. Hier spricht die Statistik eine deutliche Sprache. Während der Bund Deutscher Frauenvereine vor den Neuwahlen 1924 noch über etwa 1100 Adressen weiblicher Stadtverordneter verfügte, weist das Jahrbuch Deutscher Städte

für 1928 nur noch 405 weibliche Stadtverordnete

aus, davon 160 in Großstädten, 97 in Mittelstädten und 148 in kleinen Städten. In diesen drei Städtegruppen beträgt der Anteil der weiblichen Stadtverordneten 10, 8, 7, resp. 7,2 Proz.; der Gesamtdurchschnitt ist 8,5 Proz. der Gesamtheit der Stadtverordnetenkollegien. Auf die Parteien verteilen sich die weiblichen Stadtverordneten folgendermaßen: Sozialdemokratische Partei 120, Kommunistische Partei 57, Zentrumspartei 64, Deutschnationale Partei 45, Deutsche Volkspartei 39, Demokratische Partei 35, Parteien der Reichswahlliste 1924 15, sonstige Parteien 30. Da die Zahl sich seit 1929 durch Ausscheiden, Verzug und Tod schon wieder verringert haben dürfte, und in solchem Falle wohl niemals eine Frau als Nachfolgerin wieder einrückt, während das Nachrücken einer weiblichen Kandidatin an Stelle eines ausgeschiedenen Mannes sehr selten vorkommt, dürfte die Zahl seit 1929 noch unter 405 heruntergegangen sein. Die dem Auftrag von Dr. Weg zugrunde liegende Umfrage des Deutschen Staatsbürgerinnenverbandes wurde von 238 weiblichen Stadtverordneten beantwortet, darunter 33 Angehörigen der Sozialdemokratischen Partei.

Faßt die Hälfte der gegenwärtigen weiblichen Stadtverordneten war seit 1919 im Gemeindeparlament tätig. Es handelte sich durchweg um Frauen, die während der Kriegs- und Revolutionsnöte und auch schon in der Vorkriegszeit ihre Befähigung zur „Gemeindemutter“ nachgewiesen hatten. Dieser Vorzug hatte den Nachteil einer gewissen „Ueberalterung“ der weiblichen Stadtverordnetenschaft zum Gefolge, woraus sich der überaus starke Rückgang während der ersten Wahlperiode 1919/24 durch Ausscheiden infolge Krankheit und Tod erklärt.

Der beruflichen Gliederung nach sind von den 238 antwortenden weiblichen Stadtverordneten: 127 Hausfrauen, 62 Lehrerinnen, 17 Sozialbeamtinnen und nur 5 Schneiderinnen als Vertreterinnen handarbeitender Berufe, wobei man allerdings annehmen kann, daß vorwiegend die Angehörigen handarbeitender Berufe nicht auf die Umfrage einer bürgerlichen Organisation geantwortet haben. Nicht mit Unrecht bemerkt die Verfasserin Dr. Weg, daß das starke zahlenmäßige Ueberwiegen der „Hausfrauen“ zurückzuführen sein dürfte auf

die Vorliebe der die Listen aufstellenden Parteimänner für diesen den Mann nicht mit Konkurrenz bedrohenden „weiblichen“ Beruf.

der nicht besondere, an das Geschlecht nicht gebundene Fachqualitäten zur Entwicklung bringt, sondern bestenfalls für Wohlfahrts- und Erziehungsfunktionen besonders befähigt.

So bestätigt denn auch die Umfrage das bekannte Bild der unverhältnismäßig starken Mitarbeit der Frauen in sozialen und Bildungsausschüssen und der geringeren Beteiligung in Wirtschafts- und Finanzkommissionen.

Die höchsten Befestigungen von Frauen weisen auf: die Ausschüsse für Wohlfahrt (169), Jugendamt (89), Gesundheitswesen (57), Anstalten (56) und Schule (100).

Die Kleinheit der Fraktionen wirkt sich einerseits wohl schädlich aus für das Frauenmandat, hat aber andererseits den Vorzug, daß die wenigen, in das Stadtparlament gelangten Frauen zur Mitarbeit in wichtigen Ausschüssen herangezogen werden müssen. In einigen Fällen beschränken die bürgerlichen Frauen den Ausweg, daß sie eine besondere Frauenliste aufstellen und dadurch eine Frau ins Stadtparlament bringen. Ueber die Zurücklegung der Frauen bei der Listenaufstellung der bürgerlichen Parteien schreibt eine Stadtverordnete: „Nicht Untüchtigkeit der Frauen ist

der Grund, sondern Berufsgruppen, selbst Sekten schieben sich vor und garantieren eine Stimmzahl.“

Die geringe Zahl der weiblichen Stadtverordneten hat eine außerordentliche Arbeitslast

im Gefolge; sie arbeiten durchschnittlich in drei Deputationen oder großen Ausschüssen, einige sogar in 15 und mehr Ausschüssen. Besonders schwierig, arbeitsreich und verantwortungsvoll ist die Stellung der einzigen Frau im Stadtparlament. Wie ein Rorschach klingen die Worte einer solchen „Einzigen“: „Ich soll für drei arbeiten und bin allein.“ Die einzige Frau repräsentiert den Männern gegenüber das ganze Geschlecht („Die Frau darf sich in keiner Weise eine Blöße geben, sonst wird sie sofort nicht mehr ernst genommen“), sie ist außerdem die Zuflucht aller Frauen in der betreffenden Gemeinde („Zur Frau kommen die Frauen aller Parteien mit ihren Wünschen und Beschwerden, und sie hat die Pflicht, ihnen allen zu helfen mit all ihren Kräften“). Diese „einzigen Frauen“ fühlen sich über den Rahmen ihrer Partei hinaus stark als Vertreterin des weiblichen Elements in der Stadtverwaltung.

Nach ihren Erfahrungen befragt, antworteten die Frauen recht verschieden; gute und schlechte Erfahrungen, meist beides nebeneinander, werden berichtet. Neben der Klage: „Die Frau wird auch heute noch in jeder Weise auszuschalten versucht und muß sich jeden Fußbreit Boden immer wieder neu erkämpfen; fast durchweg ist die Zurücklegung der Frau festzustellen, hierin sind alle Parteien gleich“ Urteile wie: „Die Männer haben die Frau durchaus als gleichwertig geachtet, es bestand ein gutes, kameradschaftliches Verhältnis, keine Voreingenommenheit.“ Eine „einzige Frau“ faßt ihren Eindruck dahin zusammen, daß bei „aller Höflichkeit der Männer immer ihr Untergedanke spürbar war, daß

die einzige Frau durchaus entbehrlich

wäre.“ Auch wird darüber geklagt, daß die männlichen Kollegen den sozialen Fragen, diesem speziellen Arbeitsgebiet der Frauen, zu wenig Interesse entgegenbringen, und dazu neigen, in Frauen- und Jugendfragen „schnell Schlufantrag zu stellen“. Sie haben auch nicht genügend Verständnis und Sachkenntnis, um die Leistungen einer Fürsorgerin oder einer sonstwie in der sozialen Arbeit stehenden Frau zu würdigen.

Die Wünsche der weiblichen Stadtverordneten werden dahingehend präzisiert, daß man sich nicht stets auf das Wohlfahrtsgebiet „abschieben“ lassen möchte, daß das Wohlfahrts- und Jugenddezernat den Frauen als den besten Sachkennerinnen auch hauptsächlich übertragen werden sollte, daß die Frau Zutritt zu der Baukommission haben, daß überhaupt der Fraueneinfluß durch eine entsprechende Personalpolitik gefördert werden soll.

Am interessantesten sind die Ausführungen der weiblichen Stadtverordneten in bezug auf ihre anderseitige Grundeinstellung zu allen Fragen gegenüber den Männern. Die bürgerliche Frau ist nicht in dem Maße wie der Mann ihrer Schichten verfrachtet in nationales, unmittelbares Klasseninteresse; sie ist als Mutter und Mitarbeiterin in privaten Wohlfahrtsorganisationen leichter geneigt,

Menschenleben und -glück über das materielle Klasseninteresse zu stellen.

Die bürgerlichen Frauen, die diese Zusammenhänge nicht sehen, erblicken in ihrer oftmals gegenjählichen Einstellung zum männlichen Fraktionskollegen eine geheimnisvoll waltende „weibliche Eigenart“. Wie sie ihre Situation empfinden, beweisen nachstehende Aussagen: „Eine Verschiedenheit besteht in den Fragen, bei denen es sich um Organisation oder Menschen, um Augenblicks- oder Dauererfolge handelt.“ „Es ist wohl selbstverständlich, daß bei Männern rein wirtschaftliche Gesichtspunkte zuweilen stärker hervortreten; hier tritt dann die wünschenswerte gegenseitige Ergänzung in ihr Recht.“ „Die Männer betrachten viel leichter die Sache von ihrem persönlichen Interessensstandpunkt aus, nicht vom allgemeinen.“ Der weibliche Einfluß auf den Gang der Verhandlungen macht sich nach verschiedenen Äußerungen sehr wohlthuend bemerkbar. Wenn er auch „nicht ausdrücklich sichtbar“ wird, wirkt er doch häufig „einend, versöhnend“. Im Rathaus und Wohlfahrtsamt wurde die Behandlung der Unterstützungsempfänger durch die anwesende Frau „höflicher und rücksichtsvoller“. Vor allem ist aber wichtig, daß die „weibliche Bürgerschaft mehr Interesse an Kommunalpolitik bekommt“, wenn sie ihr durch weibliche Abgeordnete nahegebracht wird. Zusammenfassend läßt sich auf Grund dieser Umfrage sagen, daß der Fraueneinfluß in der Kommune sich durchaus positiv ausgewirkt hat, und daß darum die Gefahrenmomente, die das Frauenmandat mit weiterem zahlenmäßigen Rückgang bedrohen, durch verstärkte Aktivität der Frauen ausgeschaltet werden müssen. H. S.

Kleine Tatsachen.

Der von der Arbeitslosenkatastrophe hervorgerufene Kampf gegen die verheiratete erwerbstätige Frau trifft in gefährlicher Weise zusammen mit den reaktionären Strömungen gegen die Frauenarbeit der nationalsozialistischen und anderer schwarz-weiß-roter Parteien. Das angeblich im Interesse der Arbeitslosen geforderte Ausscheiden der erwerbstätigen Ehefrau ist oft nur ein Vorwand für einen Kampf gegen die Frauenarbeit schlechthin. Sehr deutlich und lehrreich zeigt das ein Antrag, den die Wirtschaftspartei im Reichstag eingebracht hat. Er lautet:

„Der Reichstag wolle beschließen, die Reichsregierung zu ersuchen,

1.

2. Bei allen Reichs-, Staats- und Gemeindebehörden jede weitere Einstellung von weiblichem Personal auf das absolut erforderliche Maß zu beschränken.

3. Die bereits im Reichs-, Staats- und Gemeindefeldbesitz befindlichen weiblichen Kräfte, insbesondere diejenigen, bei Männerstellen beileiden, abzubauen, soweit diese nicht eine Verpflichtung zum Unterhalt der Eltern haben, oder soweit nachweisbar keine Mittel für den Lebensunterhalt vorhanden sind oder deren Befassung ein dringendes Erfordernis ist.

4. Den Ehefrauen der Reichs-, Staats- und Gemeindebeamten sowie von Angestellten und Pensionären zu verbieten, einen Beruf auszuüben, der sich wirtschaftlich schädigend für die Erwerbsstände auswirkt.“

„Nicht Rückkehr der Frauen zum verödeten Hof und Garten, zum veralteten Roden und Webstuhl können wir erzwingen,“ schrieb vor Jahren der gewiß nicht sozialrevolutionäre Rathenau. Auch die Wirtschaftspartei wird das Rad nicht rückwärts drehen können!

Scherls Magazin und die berufstätige Ehefrau.

Wenn die Hugenbergpartei zusammen mit den Nazis auch die Rückkehr der Frau in die — so fragwürdig gewordenen — „trauten“ vier Wände von Haushalt und Familie propagiert, so hat doch das Hugenbergische „Scherls Magazin“ (ohnehin so ein mondän verdächtigtes Asphaltpflaster) es nicht lassen können, seine Leserinnen mit einer Umfrage über diese aktuelle und interessante Sache zu unterhalten, wie so ein Tag einer berufstätigen und zugleich Hausfrauenpflichten erfüllenden Frau aussieht. Natürlich hat man sich, wie es sich für seine Gesellschaft gehört, nur an „gehobene“ Berufsfrauen gewandt, an eine Rechtsanwältin, eine Direktorin, an die Leiterin eines großen photographischen Ateliers usw. Die erschlitternden Berichte zu diesem Thema in dem Bülletin des Textilarbeiterverbandes „Mein Arbeitstag — mein Wochenende“ waren für die zartbesaiteten Nerven der Leserinnen von Scherls Magazin auch zu unerquicklich gewesen. (Übrigens hat auch das „Berliner Tageblatt“ in seiner Beilage „Die Brücke“ vom 8. Februar zur Diskussion dieses Problems sich im wesentlichen nur an die von der Hausangestellten häuslich entlastete berufstätige Ehefrau gewandt und das so erhaltene Bild nicht einmal bemerkt.) — Nun, aber die in Scherls Magazin rundgefragten Damen klagen ihren Doppelberuf keineswegs als Ueberbelastung an, im Gegenteil, sie erzählen frisch und befriedigt, wie sie's machten. Der Beruf schien diesen Ehefrauen und ihren Familien auch in seelischer Beziehung ein großes Plus — trotz allen Feldgeschreies über Unmöglichkeit und Zerfall der Familie. Und sowas in Scherls Magazin!

Der konservative „Reichsbote“, der das Ergebnis der Umfrage wiedergibt, kann deshalb nicht umhin, den frischen Äußerungen der Rundfrage als Fazit folgenden wie die Faust aufs Auge passenden Kommentar anzuhängen: „Wie beklagenswert doch, daß so viele Frauen gezwungen zu sein scheinen, dem wichtigsten aller Frauenberufe, Hausfrau und Mutter zu sein, den zweiten Platz anweisen zu müssen.“!

Halbtagsarbeit für Mütter in Frankreich.

Wie die „Frau“ berichtet, bringt die „Francaise“ die Anzeige einer Firma, die unter Einhaltung der tariflichen Löhne Halbtagschichten für Mütter ankündigt. Nach Ermittlungen ergab sich, daß die Firma für ungelernete Arbeit (Verpackung von Zwiebacken) 20 (!) Frauen in Halbtagschichten angestellt hat und den Versuch weiter durchführen will. Allerdings hat in dem Werk, das überwiegend Frauen beschäftigt, von denen 10 Proz. verheiratet sind, keine einzige der regulären verheirateten Arbeiterinnen verlangt, nach der neuen Methode beschäftigt zu werden! Übrigens hat die Abteilung Frauenarbeit des (bürgerlichen) französischen Frauenbundes einige tausend Fragebogen über die Halbtagsarbeit herausgegeben, die jetzt im Umlauf sind. (Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, wie wenige Frauen sogar von dem Recht der Arbeitsausübung von der Schwangerschaft Gebrauch machen — nur um den

geringen Verdienstunterschied trotz der großen körperlichen Gefahr nicht zu verlieren. Aber Frankreich ist ja das Land mit der geringsten Arbeitslosigkeit.)

Rationalisierung und Heimarbeit.

Das Reichsarbeitsministerium hat vor einiger Zeit den Gewerkeverein der Heimarbeiterinnen veranlaßt, eine Erhebung über die Auswirkungen der Rationalisierung auf die Heimarbeit vorzunehmen. Der Gewerkeverein beginnt nun die Ergebnisse seiner vom September 1929 bis Februar 1930 durchgeführten Untersuchungen vorzulegen. Bei dem vielgestaltigen Bild der in der Heimarbeit herrschenden Arbeitsteilung — von der Heimarbeiterin, die nur noch einen Handgriff zu machen hat, bis zu der Arbeiterin, die das ganze Stück von Anfang bis zu Ende herstellt — ist es eine wichtige Feststellung, daß die Heimarbeiterschaft noch fast immer ohne Maschinen arbeitet. Häkelnadel, Stidrahnen, Schere, Platte, Falzbein, Hammer, Pinsel, Leimtopf usw. sind die Werkzeuge auch in der modernen rationalisierten Wirtschaft, und die Nähmaschine war und ist die Maschine der Heimarbeit. Allerdings könnte der Motor größere allgemeine Bedeutung für die Heimarbeit gewinnen — wenn nicht die Kurzarbeit auch hier den fargen Verdienst so unterhöhlt hat, daß die Kosten der Anschaffung eines Motors unerschwinglich sind, zum anderen haben viele der elenden Quartiere der Heimarbeiter keinen elektrischen Anschluß.

Wo aber im übrigen Heimarbeit und Maschine in Beziehung zueinander getreten sind, da hat die Maschine die Heimarbeit verdrängt. Diese Auswirkung der Rationalisierung auf die Arbeitsverteilung macht sich in der Heimindustrie auf verschiedene Arten bemerkbar. Einige Branchen haben statt einer Vereinheitlichung der Erzeugnisse einen weit häufigeren Modewechsel der Erzeugnisse erfahren, statt Lagerarbeit ist man hier also zur Auftragsarbeit übergegangen, und die Folge für die Heimarbeit ist, daß volle Saisonbeschäftigung mit Wochen völliger Arbeitslosigkeit wechseln. Andere Branchen „gehen“ so wenig, daß die Heimarbeit kurz arbeiten muß — handgestickte Namen z. B. verschwinden nicht völlig, werden aber wenig verlangt. Schließlich ist in einzelnen Branchen — erinnert wird an das Knüpfen von Filznetzen, das Handflöppeln — die Heimarbeit völlig abgedrängt. Der Wunsch nach sozialer Verteilung der Heimarbeit an diejenigen, die allein auf Heimarbeit angewiesen sind, ist demgemäß groß.

Mit 40 zu alt und warum?

Der amerikanische Nationalbund berufstätiger Frauen hat nach einer Zeitungsmeldung eine Erhebung darüber veranstaltet, warum es Frauen von 40 Jahren so erschwert ist, eine Stellung zu finden, und die Leiterin der Erhebung hebt in ihrem Bericht hervor, daß es sogar den 30jährigen Angestellten schon schwer wird, unterzukommen. Die Arbeitgeber führten in ihren Antworten vor allem als Grund ihrer ablehnenden Haltung gegenüber diesen „älteren“ Angestellten an, daß „ältere Frauen sich nur schwierig in die Arbeitsbedingungen finden, an allem etwas aussetzen haben, die jüngeren Frauen aufreizen (!) und an allem und jedem etwas aussetzen haben.“ — Ach ja — die jungen Mädchen von 18 sind so viel anspruchsloser — besonders im Gehalt! Als der Zentralverband der Angestellten im vorigen Jahre seine Erhebung über die weiblichen Angestellten durchführte, zeigten sich in einer Fülle von Randbemerkungen der befragten Angestellten sehr deutlich die wahren Gründe, warum Angestellte schon Erde 20 als „zu alt“ gelten — weil die jüngeren billiger und hübscher sind! „Als ich bei einem Monateinkommen von 155 Mk. um Erhöhung meiner Bezüge bat,“ schrieb eine 50jährige Buchhalterin, „wurde mir die Stellung gekündigt mit der Begründung, daß für bles Geld massenhaft pensionierte Rechnungsräte zu haben seien.“ Nicht nur pensionierte alte Beamte, auch die jungen, flotten und so niedlich aussehenden Mädchen sind für die geringen Gehälter leicht zu haben. In Amerika ist diese tragische Situation der älteren Angestellten nicht anders als in Deutschland.

Chausseuse und Maserntante.

In Berlin werden bereits ein Fünftel aller Führerscheine für Automobile von Frauen erworben. Häufig tauchen im Stellenmarkt der Zeitungen schon die Anzeigen auf, in denen eine „Sekretärin, sichere Fahrerin“, Stellung sucht. Dagegen scheint es ein Biß, was das „Stuttgarter Neue Tagblatt“ unter der Rubrik „Neue Frauenberufe“ ernsthaft über den neuentdeckten ausichtsreichen Beruf der „Maserntante“ berichtet: „Nicht alle Krankheiten sind bekanntlich so schwer, daß der oder die Erkrankte ein Krankenhaus aufsuchen oder eine Schwester haben müssen. Doch wer nimmt sich des Patienten an? Wer sorgt vor allem für die an einer Kinder-

krankheit erkrankten Kinder? Die Eltern haben selten dazu Zeit (!) und zudem können die Krankheiten auf die gesunden Kinder übertragen werden. Da erinnerte man sich früher einer alleinstehenden Verwandten, der „Maserntante“, die schnell kommen und helfend einspringen mußte. Möglich, daß sich die Erinnerung wieder neu belebte: die Maserntante ist heute ein Beruf. Es sind zumeist ältere Frauen, Witwen, „alle Jungfern“ oder kinderlose Ehefrauen, die irgendeine Einnahmequelle oder Beschäftigung haben müssen, Kinder gern mögen und gegen etwaige Ansteckung gefeit sind. (?) Sie pappeln die Kleinen und unterhalten genesende Kranke. Besonders Kleinstehende bedienen sich gern der sogenannten Maserntante, um keine teure Pflegerin nehmen zu müssen. Verschiedene Gemeinden und Stadtbezirke (wo?) haben Maserntanten eingestellt. Ist das nun ein Zeitkirchum, die Maserntante aus der „guten alten Zeit“ im Zeitalter der Chausseusen — oder ist es eine unlautere Konkurrenz gegen die Krankenschwestern?

Hebung der Berufsfreude.

Ein Warenhaus in Boston hat „zur Hebung der Berufsfreudigkeit“ jeden Morgen vor Beginn der Arbeit eine halbe Stunde Tanz eingeführt (der in die Arbeitszeit mit eingerechnet ist), an dem sich das ganze Personal beteiligen muß. Die Geschäftsleitung behauptet nach ihren Erfahrungen, daß durch die halbe Stunde Früh- tanz die Verkaufsfreudigkeit des Personals wesentlich gehoben werde. — Was sagen Tieg und Karstadt dazu? Ein Tänzchen vor Tisch macht fröhlich und frisch! S. S.

Goethes Mutter.

Zu ihrem 200. Geburtstag am 19. Februar.

„Elisabeth, er lebt!“ Klang es nicht wie Sphärenmusik, wie brausender Orgelklang in das Ohr der jungen Wöchnerin, die, noch fast beläutet von den rasendsten Schmerzen, die die Mutterschaft mit sich bringt, sich kaum bewußt war, daß sie eben geholfen hatte, das größte Wunderwerk der Natur, die Menschwerdung, zu vollbringen. Und ihr eben noch so banges Herz erfüllte das Glücksgefühl, das jede Mutter empfindet, der man ihr neugeborenes Kind in den Arm legt: „Er lebt.“

Die junge Wöchnerin, die Tochter des Schultheißen Textor, in Frankfurt, war die 18jährige Frau Rat Goethe. Und das Kind, das in ihren Arm gelegt wurde, sollte einer der größten Deutschen werden. Für die Mutter aber blieb dieser große Sohn immer der geliebte Hüttschelhans, ob er auch Minister oder Geheimrat wurde. „Elisabeth, er lebt“, wie oft mag sie noch in späteren Jahren an diesen Ruf gedacht haben, wenn immer wieder Kunde zu ihr gelangte vom Ruhme ihres Sohnes. Ist es nicht auch für uns heute ein herrliches Bewußtsein, daß einst dieser Ruf erklingen ist?

Goethe hat einmal den Ausdruck getan, seine Idee von den Frauen sei ihm angeboren oder in ihm entstanden; er wisse nicht wie. Wir jedenfalls wissen, wie diese Idee in ihm lebendig wurde. Wenn der Dichter in jeder Frau das Ewige suchte, das im Weiblichen liegt, so ist es der Frau zu danken, die ihm das Leben gab.

Sie wußte: „Kinder brauchen Liebe!“

Wie ein Stern leuchtete die Mutterliebe über Goethes Leben. Was die Mutter dem Dichter mitgab, hat er so wunderschön zusammengefaßt in den Worten: „Vom Mütterchen die Frohnatur“. Die Frohnatur ist das tiefe menschliche Empfinden, das alle Menschen bezauberte, die das Glück hatten, der Mutter oder dem Sohne zu nahe zu kommen, jene olympische Heiligkeit, die es vermag, in Abgeselltheit mit den Ereignissen des Lebens fertig zu werden.

Goethes Mutter hat von sich gesagt, sie habe ihren Kindern im Alter gar so nahe gestanden.

Das triebhaft Kindliche,

das sie vor allem mit dem Sohne verband, hat sie sich bis ins hohe Alter bewahrt. Sie war dem Sohne im eigentlichen Sinne des Wortes nie Respektsperson, wohl aber die mütterliche Freundin, der er seine Freude wie seine Leiden anvertraute und die ihn immer verstand. Die auch dem Kinde Märchen erzählte, so daß es von ihr die Lust am Fabulieren erbt. Und die mit dem Jüngling lachte und schwärmte. Und wenn Goethe wiederum seinen Faust von den Müttern mit Schaudern und Ehrfurcht sprechen läßt, so ahnen wir, daß die eigene Mutter den Grund gelegt hat zu der Ehrfurcht, mit der der Dichter die Mutterschaft heilig hielt.

Das schönste Denkmal, daß der Sohn seiner Mutter gesetzt hat, ist die Gestalt der Elisabeth im „Götter von Bercklingen“. Diese Frau mit dem freien, edlen Herzen, dieses Urbild geistiger und körperlicher Gesundheit trägt so viele Züge der Frau Lisa — wie die Frau Rat heute noch genannt wird —, daß wir die Wahrheit in der Dichtung und die Dichtung in der Wahrheit sehen müssen. Von der Mutter kommt Goethe die Erkenntnis, daß die geringfügigste Tätig-

keit der Frau zum Ausdruck ihres Seelenlebens werden kann. Diese Erkenntnis lehrt in seinen didaktischen Gestalten immer wieder. Die Werther das Hausmütterchen Lotte zum erstenmal erblickt, als sie im Backkleide den Geschwistern Brot schneidet, wie Dorothea in „Hermann und Dorothea“ die Ochsen lenkt, die Wassertrüge füllt, die Wöchnerin und ihr Neugeborenes pflegt: „Ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andere.“ So finden wir die Mutter auch in Hermanns Mutter wieder. In ernstesten Gedanken versunken um das Schicksal des Sohnes, geht sie im Garten auf und ab. Aber sie versäumt dabei nicht, die Knippen vom Kohl zu entfernen: „Denn ein geschäftiges Weib tut keine Schritte vergebens.“ Nichts am häuslichen Regieren der Frau ist unwichtig für Goethe, denn er kannte das Schalten und Walten der Mutter dahel. Am höchsten steht ihm die Frau als Mutter. In einem jungen Weibe, das ihr Kind im Arme hält, sieht er die Urgestalt des menschlichen Lebens: „Es ist nichts reizender, als eine Mutter zu sehen mit ihrem Kinde auf dem Arm, und nichts ehrwürdiger, als eine Mutter unter vielen Kindern.“

In der Besprechung der ersten Aufführung des „Götter“ in Frankfurt wird der Ausdruck eines Dichters erwähnt, den dieser nach einer Unterhaltung mit Goethes Mutter tat: „Nun kam ich begreifen, wie Goethe der Mann geworden ist.“ Das ist wohl das bereichende Zeugnis dafür, wie viel Goethe seiner Mutter dankt. Vielleicht ist es auch Heimweh nach der ferneren Mutter, daß gerade das Mütterchen in Charlotte von Stein dem Dichter die so viel ältere Frau anziehend macht. Aber das Mutterherz vermag selbstloser zu lieben als die Geliebte. Die Mutter weiß, daß ein Hungernder an einer gut besetzten Tafel weder an Vater und Mutter, weder an Freund und Geliebte denkt, bis sein Hunger gestillt ist. Deshalb begreift die Mutter, daß es dem Sohn nach dem Lande seiner Sehnsucht, nach Italien zieht. Sie tritt bescheiden zurück. Die Geliebte aber zürnt, daß der Freund von ihr geht, um den Hunger seiner Seele zu stillen.

Am wärmsten kommt das tiefe Verständnis der Mutter für den Sohn zum Ausdruck in der liebevollen Güte, mit der sie Christiane Vulpius an ihr Herz nimmt. Von allen wird Christiane geschmäht und gemieden. Der Mutter jedoch ist sie die vielgeliebte Tochter. Die Mutter findet in Christiane die eigene Natürlichkeit und Fröhllichkeit wieder, und daher ist ja auch die Anziehungskraft Christianes auf Goethe zu erklären. Es ist wie ein Ring, der sich schließt von der Mutter zu der Geliebten. Und wie erhöht sich Frau Was Glück, als sie Großmutter wird! Freilich, in die Zeitung kann sie die Nachricht von der Geburt des (damals noch unehelichen) Entels nicht legen. Aber über die großmütterliche Eitelkeit geht der Trost, daß ihr Hüttschelhans „vergnügt und glücklicher ist als in einer fatalen Ehe“. Ihre Frohnatur schätzt gerade die Fröhllichkeit Christianes so sehr.

„Fröhliche Menschen sind in der Regel auch gute Menschen.“

heißt es im „Götter“. Diese Fröhllichkeit hat sich Goethes Mutter bewahrt bis zuletzt. Wie hat sie Ansprüche an ihren Sohn gestellt. Wie hat sie den Ehrgeiz gehabt, sich in Weimar im Ruhme der Mutter des Ministers zu zeigen. Mit mütterlicher Liebe verfolgte sie aus der Ferne alles, was der Sohn von seinen Erfolgen berichtete. Mit offenen Armen nahm sie ihn auf, wenn er in dem schönen Patrizierhaus einkehrte, das die Mutter noch lange als Witwe weiter bewohnte. Ihr war es immer das höchste Glück, sich sagen zu können: „Elisabeth, er lebt.“

Und als es dann (1808) ans Sterben ging, da erwartete sie den Tod gefaßt, ja, heiter. „Eine Empfehlung von der Rat.“ ließ sie antworten, als eine Einladung zu ihr kam, „sie könnt' nimmermehr kommen, weil es jetzt ans Sterben ginge.“

„Lerne sie kennen“, schrieb Bettina dem Sohne, „wie weise und liebend sie gerade in ihrem letzten Augenblick war und wie gewaltig das Poetische in ihr!“ Anna Bloss.

Kindergeist.

Der kleine Hans kommt aus der Kinderskule nach Hause und erzählt: „Mutti, ich hab' einen neuen Freund, der will Baumeister werden, — na, der kriegt doch keine Arbeit.“

Peter geht zum Bäcker Weber. „Zwei Brötchen möcht' ich!“ „Sind alle.“ „Hast keine?“ „Nein.“ „Warst saul, Onkel Weber?“ „Bäcker, hast nich' gebaden?“

Ich bekomme Besuch von einer Bekannten. Sie macht mir Vorwürfe, daß der Junge so altklug ist. Ich höre zerknirscht zu. Peter steht daneben. Plötzlich sagt er: „Jetzt mußt du gehen, Frau; weicht, 's ist Zeit!“

Peter trudelet sich heran: „Mami, bitte mach mir mal . . .“ „Ich kann jetzt nicht, Peter, ich muß schaffen!“ „Immer mußte!“